

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338958](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338958)

Als ich diesen Beitrag zum Konradskalender 1952 niederschrieb, erhielt ich einen Brief von einem ehemaligen Offizier der 29. Inf.-Div., von dem ich seit 1918 nichts mehr gehört hatte. Er schreibt u. a.: „Wenn man älter geworden ist, geht einem der Gedanke durch den Kopf, daß man Bilanz ziehen muß. Beim Rückblick aufs Leben meldet sich aber sofort der große Lebensabschnitt ‚Weltkrieg‘. Da begegnete ich auch Ihnen, erstmals im Felde 16. Juni 1915 beim Besuch des Großherzogs Friedrich II. in Courrières. Und von dort an waren Sie drei Jahre lang auch mein Seelsorger, und — das darf ich Ihnen bestätigen — einer, der sich um die Seelen der Soldaten und um ihr zeitliches und ewiges Heil sorgte. Ich weiß aber, daß das Kräutlein ‚Dank‘ so selten ge-

worden ist, daß man es unter Naturschutz stellen sollte. Ich selbst will aber nicht zu den Undankbaren gehören und danke Ihnen heute noch für alle Sorge, Liebe und Mühe, die Sie uns schenkten, für jenen denkwürdigen Gottesdienst mit Generalabsolution und hl. Kommunion am 13. Oktober 1916, nachdem wir in der Nacht an der Somme zum Einsatz kamen. Ich denke auch noch an die furchtbaren Wochen 1917, Höhe 304 vor Verdun und 1918 am Kimmel. Ein großes, herzliches Vergeltens-Gott sei der schriftliche Ausdruck für das, was ich Ihnen sagen möchte.“

Dieses dankbare Gedenken gilt allen Feldgeistlichen und ehrt den wackeren Offizier der 29. Infanterie-Division.

Dr. Jakob Ebner



Tinte

Als ich den ersten Schritt aus unserm Walddorf daheim in die Welt hinaus tat, sagte mein seelenguter Waldpfarrer zu mir: „Herrschaftsdonnerwetter Franzl, Tinte muß ich mir kaufen, wenn ich heute in die Stadt komme. Gelt, laß mich nicht vergessen und merk dir's: Tinte, Tinte, Tinte!“

Ich sagte: „Ja, ich vergesse es nicht und merke mir's ganz gewiß.“ Und ich lernte das Wort auswendig, wie ich die lateinischen Wortschätze und Satzregeln gelernt hatte, indem ich es auf dem Wege immer vor mir hersagte: „Tinte, Tinte, Tinte!“

Ich muß nämlich vorausschicken, daß mich mein guter Waldpfarrer an diesem Tage in die große Stadt Passau begleitete, wo ich die Aufnahmeprüfung am Gymnasium machen sollte. Er hatte mich ein halbes Jahr lang auf diese Prüfung vorbereitet, und mir schwirrte es im Kopfe von dem vielen Latein, das ich hatte auswendig lernen müssen. Nun kam auch noch die Tinte dazu, die ich nicht vergessen durfte. Denn bei uns daheim gab es damals in den Walddörfern noch keine Tinte, und die Herren Waldpfarrer mußten sie aus den Städten draußen in der weiten Welt schicken lassen.

So trabten wir im Morgengrauen auf der stillen Waldstraße dahin. Mein Lehrmeister im Lateinischen betete sein Brevier und nahm zuweilen eine Prise aus seiner silbernen Jubiläumsdose, dieweilen ich leise vor mich hinhurmelte: „Tinte, Tinte, Tinte... Tinte, Tinte, Tinte!“

Das Wort war mir ein lebendiger Takt auf dem dreistündigen Weg zum Waldbahnhof. Aber wie das Züglein heranpustete, um uns zur entscheidungsschweren Fahrt in meine Zukunft aufzunehmen, waren Takt und Tinte vergessen. Denn auf dieser Fahrt gab es für mich Waldbuben soviel Neues und Unerhörtes zu sehen, daß ich im Wagen von einem Fenster zum andern hüpfte und immer nur

offenen Mundes in die Wunder staunte, die sich mir in den unbekanntenen Weiten auftaten. Und als wir gar in die alte Passauerstadt kamen, hielt ich den Atem an vor lauter Schauen an schönen Häusern und großen Kirchen, und es wunderte mich, daß die Leute alle vornehm und feiertäglich gekleidet einhergingen, obwohl es doch ein gewöhnlicher Werktag war, an dem meine Waldleute daheim barfuß und in Hemdärmeln den letzten Hafer heimbrachten.

Hatten denn die Stadtleute keinen Hafer zu ernten?

Da standen wir auf einmal in einem weiten Hof, den der graue, dohlenumschwirrte Dom beschattete. An den Dom schmiegte sich ein altes Gebäude wie ein Küchlein an die Gluckhenne, und der Waldpfarrer sagte: „Da müssen wir hinein. Also packen wir's in Gottes Namen an. Sie werden dir den Kopf nicht abreißen.“



Und, ja, Herrschaftdonnerwetter — daß wir die Tinte hernach nicht vergessen! Merk dir's fein, die Tinte!"

Ich trat verängstigt in einen Winkel und murmelte wieder: „Tinte, Tinte, Tinte!“ Es standen aber schon große Leute und kleine Buben in den Gängen herum, die mich seltsam ansahen, denn sie hatten wohl noch keinen Waldbuben im blauen Leinenwams gesehen. Mein Waldpfarrer grüßte viele Bekannte, die auch ihre Studienbüblein zur Prüfung hergebracht hatten. Einige von diesen Herren traten an mich heran und taten recht freundlich mit mir wie mit einem Wundertier aus einer fremden Welt. Aber ich ließ mich nicht beirren und sagte tapfer: „Tinte, Tinte, Tinte.“

Und die Herren lächelten so seltsam, und einer tupfte sich mit dem Zeigefinger heimlich auf die Stirn; es war mir schwer zu erraten, ob er damit mich oder sich selber meinte.

Ich hatte auch nicht mehr Zeit, darüber nachzudenken, den auf einmal tat sich eine Tür auf, aus der ein Prüfling mit glühend rotem Kopfe herauskam, und ein Herr hinter ihm rief meinen Namen aus dem Zimmer, daß es mich zusammenriß.

Aber mein Waldpfarrer schob mich schnell zur Tür hinein und sagte: „Nur Mut, Franzl, es wird schon schief gehen. Und daß wir hernach die Tinte nicht vergessen.“

Ich konnte nicht mehr antworten, denn die Türe schloß sich hinter mir, und vor den Augen flimmerte es mir ganz schrecklich. Auch war es mir, als wollte mir das Herz zum Halse herauspringen. Erst allmählich begann ich die Gegenstände in dem dämmrigen Zimmer zu unterscheiden. Es war da ein großer, langer Tisch vor mir, der mit einem grünen Tuche zugedeckt war. Auf dem Tische lagen weiße Bogen Papier und Bleistifte. Dahinter gewährte ich ehrwürdige, wohlbeleibte Domherren, die mir ganz neu waren, weil ich bisher noch keinen gesehen hatte. Sie hatten alle schneeweiße oder gar keine Haare, funkelnde, goldgefaßte Augengläser und seltsame veilchenblaue Röcke, die aber nicht von Leinen waren wie mein Gewams sondern von Samt oder Seide.

Diese ehrwürdigen Domherren sahen mich mit guten Augen aus ihren Brillengläsern an, und ich sah sie an.

Es war ein gegenseitiges Verwundern.

Da stand einer dieser Herren auf, trat an mich heran, befühlte mein Leinenröcklein und sprach: „Waldbauernleinen... ich kenn es wohl. So bin ich auch einmal dahergekommen... So, ist schon recht. Jetzt, Büblein, mach deine Sache gut, damit du auch einmal Dompropst wirst wie ich...“

Er legte mir die Hand noch auf den Kopf, und da fühlte ich, wie mir das Herz wieder durch den Hals hinabhüpfte an seinen Ort, wo es hingehörte.

Als der Dompropst, den ich gleich sehr lieb hatte, wieder an seinen Platz getreten war, fragte mich ein anderer Domherr, indem er den Bleistift in der Hand erhob:



„Nun, Büblein, jetzt sag uns, womit hat der liebe Gott die Welt erschaffen?“

Ich antwortete beherzt und tapfer: „Mit Tinte!“

Da war ein allgemeines Gelächter unter den würdigen Herren, und alsogleich fuhr mir das Herz wieder bis zum Halse herauf. Bevor ich im ersten Schrecken meinen Irrtum aufklären könnte, sagte der Dompropst: „Büblein, Büblein, du hast Humor! Das ist schon recht. Den kann man gut brauchen im Leben. Wirst es selbst noch erfahren...“

Humor? Was das war, wußte ich nicht, aber die rechte Antwort wußte ich jetzt und rief sie den Herren zu: „Gott hat die Welt mit seiner Allmacht und aus Liebe zu seinen Geschöpfen erschaffen, und nicht mit Tinte. Das ist mir vorhin nur so herausgerumpelt, weil mein Herr Pfarrer mich immer gemahnt hat, die Tinte nicht zu vergessen, die er aus der Stadt mitnehmen will.“

Da lachten die Herren wieder und einer sagte: „Es ist schon recht so, und du hast deine Sache gut gemacht. Ich habe gleich gemerkt, daß dir die Tinte nur ausgekommen ist. Aber das macht nichts. Da gibt's noch ganz andere Leute, die die Tinte nicht halten können und alle Tage einen geharnischten Artikel in die Zeitung setzen. Nicht wahr, Herr Confrater?“

Dabei wandte er sich an seinen Nachbar, der mir später als großer Politiker und Artikelschreiber bekannt geworden ist. Dieser aber machte sich nichts aus der boshaften Anspielung seines Mitbruders, sondern fragte mich etwas aus dem Lateinischen.

So ging das Fragen weiter, und nach jeder Antwort senkten sich die Bleistiftspitzen auf die Papierbogen, die vor den Herren auf dem grünen Tische lagen.

Und als genug gefragt und genug geantwortet war, sagte der Dompropst wieder, indem er mich zur Tür hinausleitete: „Du hast deine Sache brav gemacht und bist aufgenommen. Mach nur so weiter, dann kannst du einmal mein Nachfolger werden. Ja, ja, die Waldbüblein im blauen Leinenwams! So, nun geh mit Gott, grüß mir deinen Pfarrer noch

und die Waldheimat und — vergiß die Tinte nicht!"

Das tat ich auch nicht, sondern ich sagte zu meinem Pfarrer gleich: „Herr Pfarrer, die Tinte! Ich habe die Prüfung bestanden!“

Da freute sich der Pfarrer mit mir und nahm eine feste Prise aus seiner silbernen Jubiläumsdose. Aber davon, daß ich den lieben Gott die Welt irrtümlich mit Tinte erschaffen ließ, sagte ich nichts. Denn mein guter Pfarrer führte mich gleich in einen Gasthof, wo er mir das gleiche Brätlein vorsetzen ließ wie sich selber. Und das Essen war so gut und so ausgiebig, daß ich wahrhaftig die Tinte wieder vergaß.

Erst auf dem Wege zum Bahnhof fiel es dem Herrn Pfarrer selber wieder ein: „Herrschaftdonnerwetter, jetzt haben wir die Tinte doch vergessen!“

Wir trabten wieder zurück und kauften die größte Flasche Tinte, die der Kaufmann in seinem Laden hatte, einen zweimäßigen Glasballon, der an einer Schnur zu tragen war.

„Trag die Tinte du“, sagte mein Pfarrer, „aber laß sie nicht fallen, sonst haben wir wieder keine.“

So trug ich denn die Tinte in der Hoffnung, sie heil heimzubringen ins Walddorf.

Während der Bahnfahrt hielt ich die Flasche zwischen den Beinen, damit ihr die Erschütterungen des Zuges nicht schaden könnten. Aber als wir in Plattling umstiegen und eine Weile Aufenthalt hatten, bevor unser Waldzug abging, benützte ich schnell die Gelegenheit und entschlüpfte an einen gewissen Ort, den man nicht gerne nennt, obwohl er überall vorhanden ist und ebenso allgemein wie regelmäßig aufgesucht wird.

An der Innenseite dieses Ortes befand sich ein Wandhaken, an den ich mein Röcklein hängte und auch die Tintenflasche.

Und wie ich nichtsahnend mein Röcklein wieder vom Haken nehme, gleitet die Tintenflasche zu Boden. Ich will sie im Fall noch aufhalten, aber da tut es auf den Steinfließen schon einen Platsch, und im nächsten Augenblick ist alles schwarz von fließender Tinte: mein Rock, mein Hemd, meine Hose, mein Gesicht, meine Hände, die Türe, der Boden, die Wände, die Decke.

Zwei Maß Tinte geben aus.

Ich bin starr vor Entsetzen. Aber ich fasse mich schnell und schicke mich ins Geschehene, an dem ich völlig schuldlos war, da es die Tücke des Schicksals oder die Dünne der Ballonschnur über mich verhängt hatte. Außerdem besorgte mich, daß ich die angerichtete Bescherung vielleicht zahlen müßte, wenn man mich hier als Missetäter überraschte. Ich

machte mich also schleunigst aus dem Staube, oder besser aus der Tinte, soweit sie nicht an mir selber klebte oder rann, und stürmte durch den Wartesaal auf den Bahnsteig, wo mein seelenguter Pfarrer auf mich wartete.

Zum Glück bemerkte mich niemand, da ich noch zu klein war. Nur eine Stimme hörte ich noch aus dem Wartesaal: „Halt, halt! Was bist denn du für einer? Ein junger Neger oder gar ein junger Teufel?“

Als mich mein Pfarrer bemerkte, mochte er ähnliche Gedanken haben und mich für ein verlaufenes Heidenkind halten. Aber nachdem die Tinte an diesem Tage bei uns schon eine so gewichtige Rolle gespielt hatte, erriet er gleich den ursächlichen Zusammenhang zwischen seiner Tintenflasche und meinem Aussehen.

Und wie ich an ihm vorbei in den Waldzug stürzte, da hörte ich ihn auflachen wie noch nie vorher, und vom Bahnsteig her wuchs das Lachen der Leute zu einem Gedröhne, dem aber der Abpiff unseres Waldzuges ein rechtzeitiges Ende machte, wenigstens für meine Ohren. Im Zuge steckte mich mein Pfarrer wieder an einen gewissen Ort, damit ich dem Gespött und Gelächter der Mitreisenden, hauptsächlich aber den Augen des Zugführers entrückt wäre, damit ich nicht noch nachträglich als Missetäter des Tintenattentates im Plattlinger Bahnhof ruchbar und für den Schaden haftbar gemacht würde.

Als wir in Regen endlich ausstiegen, war es schon Nacht, in deren Schutze ich dann ungesehen und unbelacht heimkam. Nur mein guter Pfarrer lachte immer noch leise in sich hinein.

Im heimatlichen Dorfbächlein, der Röhrenach, wusch ich mir die größten Flecke aus den Kleidern und vom Körper, aber es dauerte gut eine Woche, bis die letzte Tintenspur an mir getilgt war. Meine gute Mutter wurde nicht müde, mich immer wieder mit Seife, Lauge und Bürsten zu bearbeiten, bis ich wieder rein und fähig war, die mir geweißagte Laufbahn eines künftigen Dompropstes würdig anzutreten.

An dem gewissen Ort im Plattlinger Bahnhof waren die Spuren meines Tintenattentates



noch jahrelang zu sehen, wie ich mich bei meinen Ferienfahrten stets überzeugte. Und jedesmal dachte ich mit geheimem Grauen daran, wie tief ich damals wirklich und wahrhaftig „in der Tinte gesessen war“.

Die Tinte, ja die Tinte!

Sie hat mich lebenslang verfolgt und bis heute nicht losgelassen. Denn immer wieder wußte es das Schicksal so zu wenden, daß ich bei ihr bleiben mußte. Und heute nährt sie mich in meinem Berufe als Schriftsteller.

Wozu hätte ich denn damals auch die unfreiwillige Tintentaufe empfangen?

Und weshalb wäre ich nachmals nicht oft und oft auch im übertragenen Sinne „in der Tinte gesessen?“ Geschieht das doch sogar Leuten, die mit der Tinte sonst nichts zu tun haben. Um wieviel weniger Grund habe also ich, mein Schicksal zu verlästern, den die

Tinte seit jenem ersten, entscheidenden Wendetage nicht mehr verlassen hat?

Also Treue um Treue! Und noch einmal sage ich wie weiland als Waldbüblein auf der Waldstraße: Tinte, Tinte... Und nocheinmal: Tinte!

Es liegt Takt in dem Wort, Wohl laut und reiches Leben, wer es recht versteht: Tinte!

Obwohl sie mich in einem Berufe als Schriftsteller nährt, hat sie mir doch innerlich nichts anhaben können.

Ich bin kein Tintenmensch, kein Federfuchser geworden, wie man die Tintenkleckser gewöhnlich nennt, sondern im Herzen mein Leben lang der einfache Waldbauernbub geblieben, der ich damals, im Jahre des Heils 1893 war, als ich zum erstenmal in die Stadt kam und das Abenteuer mit der Tintenflasche erlebte.

F. Schröngamer-Heimdal



D' Leich!

D'Leit stoad beianand em Fleacka,
Mached's Kreuz ond deand vrschreacka.
Om a Feife heita Morga
Sei schao de alt Käther gschtorba.
Grausig schneall sei's bei'ra ganga,
Ond, bis scheints dr Pfarr afanga
Doba isch zom Häusle nei,
Sei se fascht schao em Hemmel gsei.

Anno Siebezge gebora,
Isch se zwoiedachzge wora
Ond zu allem na it reich,
Doch beim Heirrgott isch des gleich.
Ganz armselig hot se ghauset,
Do romgschaffet, det romgmauset
Ond bis en de alta Daga,
Zfrieda ihra Kreuz gar trage.

Dr ganza Fleacka, arm ond reich,
Gohd zwe Däg später zu dr Leich.
Em Hof stoht alles om da Sarg,
Vrwandte heiled, 's isch ganz arg;
Ao etlich andre deand schao niassa.
(Ma wiat schliaßle ao heila miassa.)
Dia Weiber schnupfed en a Tüachle,
Dr Pfarr, der beattet aus 'm Büachle:
„O Herr, gib 'r de ewig Ruah...“
Noch zottlet ma em Kirchhof zua.

„Vaddr onsr...!“ — „Bst, guck na,
D' Cecil hot d' Strempf jo omkairt a!
Jetz woißt ma woll ao, bei'ra Leich!
Jo, deara Mische sieht es gleich.
Dia wiat se ao nomol vrgucka,
Griagt dia en Ma, der wiat r's mucka.“

„O Herr, gib 'r de ewig Ruah...!“
— „Was duat dr Sepha ihra Bua?“
— „O, sieht m'en, ka's oim währle grausa,
Dr wiat bald onderm Boda haus.“
„Vaddr onsr...!“ — „Losed Ricka,
Dr sotted mr noch z'wocha flicka.
Gealt, ihr send no vrwandt zu'r Käther?“
„Jo, 's send doch Brüader, eisre Vadder.“
„So, descht a gschwistrigs Kend zom Steaffa,
Noch weared 'r no erba deaffa!
Jetz muaß dia Käther so schneall gao,
's hetts guat no a paar Jährle dao.“
„'S ewig Licht leuchte ihr...!“
„Ja, Seppr, sag, wia goht's ao dir?“
„Ho woisch, a jeder hot sein Doil.
Sag, hoscht dei Kuah äweil no foil?
Was hot dr denn dr Melchr botta?“
„Ja woisch, dr seall ist ganz het gsotta.
Der hot dr jo en Schandbott dao,
Det wiat se it vill märkta lao.“
„Du sag, ist 's Melchrkarles Fone
No äweil Kneacht beim Sepprtone? —
Soso, der hot e's Allgai gheiret!
Des glaube, daß des 's Sepprs speired.
Jo, jo, so isches halt em Leaba,
Ma wearket, schaffet ond duat steaba
Ond zmols, do hots mit aller Naot,
Denn zmols, ganz zmols konnt gschwend dr
Jetz kommed älla 's Därle raus, [Daod!“
Denn d' Kirch, dia isch grad eabe aus,
Ond jetz wiat d' Käther, 's goht it drao,
Em Wietshaus no en Hemmel dao!

Richard Stöckle